

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 10/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

„Die Würzburger Zehn“.

Leipzig, 4. Juli.

Zehn Professoren haben in Würzburg Amt und Würden niedergelegt und Gehalt und Pflichten im Stich gelassen, weil sie es mit ihrer Berufsehre nicht länger vereinigen zu können glaubten, weiter auf ihren Posten zu stehen, nachdem ihr amtlicher Vorgesetzter, der Herr Minister v. Landmann, genannt „Excellenz Dehnbar“, sie in offener Kammer Sitzung der Boreingenommenheit und Parteilichkeit in einer amtlichen Sache geziehen hatte.

Nach den elementarsten menschlichen Ehrbegriffen, geschweige denn nach den raffinierten akademischen Anschauungen von professoraler Uebermenslichkeit, blieb den Herren vom Würzburger Senat gar nichts anderes übrig, als ihr Amt, so teuer es ihnen ankommen mochte, der vorgelegten Aufsichtsbehörde zur Verfügung zu stellen, und es war dies zugleich der einzige Weg, auf dem sie gegen die parlamentarische Tölpelhaftigkeit des Ministers ankommen konnten. Die bürgerliche Presse in Deutschland hat trotzdem nicht verfehlt, ein betäubendes Mellamegeschrei über den hohen sittlichen Mut und den akademischen Männersitz vor Ministerstühlen anzuführen, und einige vor lauter Begeisterung übergeschnappte liberale Blätter machen gar Wien, die Würzburger Märtyrer in den liberalen Himmeln zu erheben, die Demonstranten in eigener Sache gleich nach den „Göttinger Sieben“ rangieren zu lassen.

„Die Würzburger Zehn“ — es klingt wie ein Lied aus der Jugendzeit, aus den seligen Tagen, wo der aufstrebende bürgerliche Liberalismus noch Ideale und Opfermut besaß, wo seine besten Männer Amt und Stellung riskierten, um gegen die brutalen Frechheiten des quersüßigen Despotismus zu demonstrieren, und das ganze liberale Deutschland den besten Namen der deutschen Wissenschaft zujubelte und die Hände drückte, weil sie genau so viel politisches Ehrgefühl bezeugten, als wenige Jahrzehnte nachher Tausende von deutschen Arbeitern in schlichter Anspruchslosigkeit bezeugen sollten, ohne daß eine Krage davon Notiz nahm. Aber siehe da: der alte deutsche Gott lebt noch; die deutsche Treue ist noch nicht gestorben; der Liberalismus zeugt auch noch in seinen altersschwachen Tagen Märtyrer der Ueberzeugung — und wenn es auch nur Märtyrer wider Willen sind. Gleichwohl, der Berliner Börsensturz janzigt über so viel Mannhaftigkeit, die man nach den blamablen Skandalaffären der Fälle Schwemmer, Kronz und Spahn längst nicht mehr an deutschen Hochschulen zu finden gehofft hatte, und Herr Sonnenmann macht in einem Leitartikel das ganze saule Conto des bayerischen Universitätscliqueswesens auf, just als wollte er beweisen, daß in akademischen Dingen

die preussische Methode längst stillschweigend mit allen bayerischen Reservatrechten angeräumt hat.

Es ist ein böses Fündlein, das die Gedankenlosigkeit und Ignoranz der liberalen Journalistik mit dem Bonmot von den „Würzburger Zehn“ gemacht hat. Die Erinnerung an die Göttinger Sieben, die damit gegeben sein soll, müßte dem Liberalismus von heute möglichst peinlich sein, wenn für seine Geschichtskennntnis die Göttinger Sieben mehr wären, als eine dunkle, sagenhafte Legende. Damals schlugen die besten Namen der deutschen Wissenschaft, Namen von dem Goldklang der Gebrüder Grimm, eines Dahlmann, Gerwinus, Albrecht, Wilhelm Weber und Ewald, ihre Existenz in die Schanze, weil sie sich weigerten, den Staatsstreich eines ordinären Nohlings zu legitimieren, dessen Frechheit, wie Kreisler sagt, durch keinerlei Notstand beschönigt werden konnte. Ernst August hatte soeben, im Jahre 1837, den hannoverschen Königsthron bestiegen. Ein wüster Patron, der die Wissenschaft „dem Federvieh der Tintenlecker“ überließ, und nachher, in Alexander Humboldts Gegenwart, sich anherzte, Professoren, Puren und Ballettänzerinnen löhnte man für Geld überall haben, ein Ausbund von roher Gemeinheit, wie ihn selbst die an solchen Exemplaren überreiche Geschichte der deutschen Despoten nicht mehr hervorgebracht hat, hob wenige Tage nach seinem Regierungsantritt das hannoversche Staatsgrundgesetz auf, nachdem er diesen frivolsten Streich zuerst durch allerlei verlogene Ausflüchte und perfide Winkelzüge unter der Hand zu fingern gesucht hatte. Daraufhin gaben jene sieben Göttinger Professoren die bekannte Erklärung ab, „die unverkennbar den Ausdruck eines tiefen sittlichen Leidens trug“. Schon in seinen Jugendtagen wies der deutsche Liberalismus die greifenhaften Jüge resignierter Gewissenhaftigkeit auf, und er lebte des Trostes, den wüsten Uebermut des Despotismus mit „Protestationen des Gewissens“ entgegenzusetzen zu können. Aber immerhin wehrten sich die Göttinger Sieben für ein ideales Gut, für eine politische Sache, nicht für eine exklusive Standesangelegenheit, für akademische Kompetenzen oder für ihre persönliche Beamten-ehre. Ihr Vorgehen hatte eine unperblüch-politische Bedeutung, so sehr sie dies vor sich selbst und vor anderen durch pedantisch-moralisierende Betrachtungen zu verschleiern suchten, und die Maßregelung durch die Solidarität des deutschen Despotismus verfolgte sie mit derselben gehässigen Wut, wie die Arbeiter heutzutage durch die schwarzen Listen geschuhriegt werden. Erst nach langen Erwägungen der sächsischen Regierung durfte der politisch harmlose Albrecht an der Leipziger Universität wieder als „geheimer Professor“ Vorlesungen halten, und nur der württembergische König, der einen alten Spahn auf den Hannoveraner hatte, durchbrach den Bann durch die Berufung Ewalds nach Tübingen.

In Preußen aber prägte der Vorgänger des Herrn Althoff, Minister Rothow, damals das geflügelte Wort von dem „beschränkten Unterthanenverstand“, indem er es als unziemlich für die Unterthanen bezeichnete, „die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dunkelhafter Ueberhebung ein Urteil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumessen“. Der bürokratische Hochmut verlangte von den Sieben, sie hätten still ihren Abschied fordern sollen, „ohne die Gewissen anderer zu verwirren“.

Der deutsche Liberalismus aber erhob die That der Sieben als ein „revolutionäres Panier“. Von überall her regneten die Zustimmungsadressen und die Diplome; in Wort und Bild wurde der Protest der Professoren propagiert; die Pfeifenköpfe der deutschen Spießherren waren mit den Bildern der Sieben geschmückt, die Spielwarenläden stellten den Abschied der Professoren in Bleifiguren dar, und die Hamburger Rheder liehen ein Schiff mit Dahlmanns Namen vom Stapel laufen. Und in einem Märchen „Anno 1937“ wurde geschildert, wie die Großmutter dem Enkel von dem bösen König, dem zerrissenen Freiheitsbrief und den Sieben erzählte und der Wube verwundert antwortete: „Das kann unmöglich möglich sein“.

Wir schreiben noch nicht 1937, sondern erst 1902. Allein von dem liberalen Zukunftsstaat, der damals in hundert Jahren erwartet wurde und in dem die Freivolitäten des Despotismus traffe Unmöglichkeit sein sollten, haben wir noch verflucht wenig erlebt. Gerade die Geschichte der Universitäten zeigt es auf jeder Seite, daß sich für die deutschen Hochschulen seit den Tagen des Despotismus so gut wie gar nichts geändert hat. Wenn etwas anders geworden ist, so nur der Idealismus und Opfermut der Professoren, bei denen man längst gewöhnt war, daß sie alle Ohrfeigen der Staatsgewalt mit bedientenhafter Loyalität einstrickten. Wie anspruchslos die Dementlichkeit in dieser Beziehung geworden ist, das beweist am besten das Fallo und der Lärin, mit dem jetzt versucht wird, eine Handlung zu einer sittlichen Mannesthat und politischen Staatsaktion aufzuschwindeln, die für ein normal funktionierendes Ehr- und Verantwortungsgesühl einfach selbstverständlich ist. Wenn der deutsche Liberalismus die „Würzburger Zehn“ durchaus zu einer Neuauflage der Göttinger Sieben stempeln will, mag er es thun; er provoziert dann förmlich die peinlichen Vergleiche zwischen seiner jetzigen Deladence und seiner längst hinabgegangenen Göttinger- und Heidenzeit, die, so arm sie ist an heroischen Jügen, doch ebenso turmhoch über dem Liberalismus von heute steht, wie der Name der Göttinger Sieben über dem der „Würzburger Zehn“.

Seuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Diebig.

Mine sah nicht auf die Straße, unverwandt guckte sie in den Eierkorb auf ihrem Schoß.

„Sie sind wohl fremd zugezogen, Fräulein?“ fing die Frau neben ihr, die ein mageres, blaßes Gesicht und hungrige Augen hatte, ein Gespräch an.

Sie nickte nur.
„Nu geht, det sah it Sie gleich an! Sie suchen wohl Stellung zu'n ersten Oktober? I, det is noch 'ne südlliche Zeit, wenn man for nisch zu sorjen hat, als for den Reiskorb un de Kommode. Alle vier Wochen uf 'ne andere Stelle, wenn die Madame zu velle Krach macht. Ach ja.“ — sie stieß einen kläglichen Seufzer aus — „nu is nisch mehr los mank all die Jöhren. Mutta hier un Mutta da!“

Die beiden Arbeiter gegenüber, zwischen denen Bertha saß, zeigten Anteil.

„I bin och verheirat.“ sagte der eine; Mine hätte ihn für kaum zwanzig gehalten. „Schonst lange, drei Jahre!“

„Totte doch, wenn der Mann arbeet, jeh't's ja noch,“ rief die Frau. „Aber meiner hat erst sechs Wochen ins Scharrette julegen, un nu hoät er mir schonst das ganze Monat zu Hauße 'rum. Gappen pappen, jatvoll! Aber verdienen is nich. Was meine ältte is, die Klara, die war mit de Ferienkolonie vier Wochen ins Gebirje, nu hab it ihr aber seit vierzehn Tagen wieder da, un alles is bein alten; Kopfweh, müde, plierige Augen, Totte und Frige

haben Stidhusten, un was de kleenste is, de Mize, it floobe nich, det se 't durchmachd. Ins Polleklinik sagen se: strophelös, Milch trinken, Eier, alle Tage zwei frische Eier! Totte, wo soll mans hernehmen?“

Die beiden jungen Männer lachten: „Schlagen Se 'nen reichen Juden tot!“

Die Frau achtete nicht auf den Scherz; mit der Redseligkeit der Armut, die nichts weiter hat, als ihre Leiden, fuhr sie fort: „Un die Miete! Un allens so teuer! Denken Se an, de Mandel Eier eine Mark, un denn sind immer noch 'n paar faule mank — die Ausverschämtheit!“ Unverwandt ruhten ihre hungrigen Augen auf dem Korb des Mädchens. „I würde die Kleene so jerne en paar frische Eier jeben, man nur en paar!“ Sie beugte sich dicht auf Mines Korb, ihre mageren Finger streckten sich aus und zogen sich wieder zurück — nun konnte sie sich doch nicht bezwingen, sie tippte auf ein Ei und nahm es dann in die Hand. „Janz frisch, wat?“

Mine erschrak; wollte die Frau ihr eins wegnehmen? Zugleich wurde sie böse; was gingen fremde Leute sie an? Sie nahm der Frau das Ei aus der Hand, legte es zu den übrigen und zog das deckende Tuch, das verurteilt war, fest darüber. Es war ein trauriger Blick, mit dem die Blasse Frau zusah; nach eine kurze Strecke, dann erhob sie sich seufzend und stieg aus.

Bertha schien von alledem nichts gemerkt zu haben, unverwandt guckte sie durch die Scheibe. Als der Kondukteur „Biloffstraße“ rief, war ihr der Hals von der unbequemen Drehung ganz steif geworden.

Was die hier in Berlin „nah“ nannten! Der Weg von der Bülow- bis zur Göttingerstraße dünkte den Mädchen zweimal so weit, wie durchs ganze Dorf. Und immer blieb Bertha an den Schaufenstern stehen, besonders an den Konditorläden konnte sie nicht vorüber;

dann funkelten ihre Augen in einem schimmernden Glanz, hurtig leckte ihre Zunge über die roten Lippen, als schmecke sie schon Süßes.

Endlich kamen sie an die Göttingerstraße.

„Eins, zwei... sechse, sieben, achte!“ Mine zählte laut, und doch wäre sie noch in ihrer Verwirrung vorbeigelaufen, hätte Bertha nicht: „Galt!“ gerufen.

Mehl und Vorkost
Obst und Gemüse
von

J a k o b M e s c h e

stand mit großen weißen Buchstaben auf der mit glänzend himmelblauer Delfarbe gestrichenen unteren Wandhälfte des Parterres.

Die Holzstufen, die hinunter führten in den Keller, waren rechts und links flankiert von hohen Körben. Obenan ein mit schon welkenden Bohnen gefüllter; diesem gegenüber einer rot von der Suppe, die zerplatzt und zerdrückte Preiselbeeren vergossen.

Das Fenster, in gleicher Höhe mit dem Trottoir, bot ein buntes Durcheinander: Köhlköpfe, Gurken, Äpfel, Zitronen, Pöflinge, Birnen, Pflaumen, Seringe, Brot und weißer Käse; in der Mitte ein Körbchen: „Garantiert frische Trinkeier“.

An Inschriften war überhaupt kein Mangel, überall baumelte ein Pappstückchen.

Täglich frisches Landbrot.
Feinstes Salonöl, pr. Liter 18 Pfg.
Einnachereffig.

Kleine Fuhrten werden gefahren.
Kreleberger Glanzwische.
Rollmops.

Alle Sorten Biere, frei ins Haus.
Hier kann gerollt werden.